

# **Globalisierte Produktion von (akademischem) Wissen – ein Wettbewerbsspiel**

Ursula Schneider, Graz

## **Ethnographie als Methode der Selbstreflexion**

Im Entdeckungszusammenhang der folgenden Überlegungen wirkt lebensweltliche Praxis, nämlich ein Unbehagen an den angeblich der Qualitätssicherung dienenden Ritualen der akademischen Praxis. Es wird die These aufgestellt, dass Ergebnisse<sup>1</sup> in einem globalen Kontext unter Wettbewerbsbedingungen zunehmend industrialisiert generiert werden, wofür einiges an empirischer Evidenz ins Treffen geführt werden kann. Das Einnehmen einer kritischen Perspektive ruft notwendig Kritik hervor. Auf diese Weise kommt das Denken voran, wenn die Kritik sich auf die vorgetragenen Argumente einlässt und sich nicht ausschließlich auf Interpretationen stützt, die dem Referenzsystem der Kritiker entstammen. Um einem unnötigen Schlagabtausch vorzubeugen, rechtfertigt die Autorin, ihren einseitigen Fokus auf problematischen Seiten einer industrialisierten Produktion von Wissen (in Universitäten) mit dem pragmatischen Argument, dass der Zeitgeist beinahe schon Mantra-artig dessen positive Effekte betont, für die es ebenfalls gute Argumente gibt.

Die folgenden Ausführungen lassen sich zwei Kategorien von Argumenten zuordnen: Ein kleinerer Teil hat mit der Erkennbarkeit dessen zu tun, was wir unscharf mit Realität bezeichnen. Hier geht es um die bekannten Grenzen des Erkenntnisprojekts der Moderne, wobei – so die These dieses Papiers – unterschiedliche Sichtweisen nun stärker um Marktakzeptanz ringen, weil der Wettbewerb zunimmt. Ein größerer Teil der Beobachtungen erfolgt aus ethnologischer Perspektive auf das eigene System: Welche Rituale, welche Heldenkonstruktionen, welche Modalitäten der In- und Exklusion sind im akademischen System wirksam? Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt dabei auf Praktiken und deren Wirkungen. Die Autorin thematisiert nicht weiter, dass jedes System aus Gründen der Identitätsbildung, der Orientierung, der Koordination und Komplexitätsbewältigung der beschriebenen Modalitäten bedarf. Vielmehr beschäftigt sie die Beob-

achtung, dass sie aus dem Kontext der (Dorf)Gemeinschaft stammen und im anonymen, „entbindenden“ Kontext moderner Gesellschaft daher gerne ausgeblendet werden. In Anbetracht der fortgeschrittenen Möglichkeiten kulturwissenschaftliche Paradigmen auf das politische und wirtschaftliche System anzuwenden, findet sie eine relativ starke Abstinenz gegenüber einer Übertragung auf das akademische System dennoch überraschend. Die Arbeit geht von der Beobachtung aus, dass es diesem System an systematischer Selbstreflexion mangelt, was durch eine geringe Zahl an Arbeiten gestützt wird, die sich mit den Produktionsbedingungen und der Reproduktion in diesem System beschäftigen.<sup>2</sup> Dabei stammt die unmittelbare Anschauung der Autorin aus den Sozialwissenschaften, auf welche sich fast alle empirischen Belege beschränken, während sich die theoretische Ableitung der an die Empirie gestellten Fragen vermutlich auf andere Disziplinen übertragen lässt. Historisch wählt die Arbeit bewusst einen knappen Ausschnitt: Betrachtet wird die Zeit zwischen 1970 und 2007, als Zeit des Umschlagens der vorherrschenden gesellschaftlichen und wirtschaftspolitischen Paradigmen von Keynesianismus und sozialer Marktwirtschaft zu neoliberalen Konzepten, die mit mehrfachen Reformen der europäischen Universitäten einhergehen. In einer dichotomen Betrachtung lassen sich die Reformen als Bewegung von Selbstorganisation, Evolution und Kooperation zu ermächtigten und professionellen Führungsorganen, strategisch geplanten Schwerpunkten und einer Verstärkung wettbewerblicher Elemente beschreiben (vgl. Goedebeure & van Vught, 1996). Während in Wirtschaftsunternehmen Gegenmodelle zur fordistischen Organisation von Produktion entwickelt werden, um den Besonderheiten von Wissensarbeit Rechnung zu tragen, scheint das so genannte New Public Management<sup>3</sup> eher an eine mechanistische, von Kontroll- und Machbarkeitsvorstellungen geprägte Denkweise über Organisationen anzuknüpfen.

Aus Platzgründen sei hier nur knapp angeführt, was typologisch unter Fordismus verstanden werden kann:

1. Eine extrem ausgeprägte Arbeitsteilung in horizontaler und vertikaler Richtung vermittelt Spezialisierungseffizienz (z. B. aus Lernkurveneffekten) und schafft gleichzeitig Koordinationsprobleme. Im akademischen System entspricht diesem Merkmal eine starke Ausdifferenzierung der einzelnen Fächer, die sich bis in kleinste Nischen verästeln und –zumindest in den Sozialwissenschaften– nicht zu einer oder mehreren verbindenden gemeinsamen Theorie(n) zusammengefügt werden können.
2. Es erfolgt eine Trennung von intelligenter Arbeitsvorbereitung (Maschinenlayout, Planung, Programmierung) und monotonem Arbeitsvollzug.

Übertragen auf den akademischen Sektor bedeutet dies, dass junge ForscherInnen sich in vorhandene Programme und Standards ihrer Abarbeitung einfügen, die von Forschungs- und Technologieräten und Herausgebergremien erdacht werden und – das ist der hier vermutete Unterschied zur liberaleren Vorepoche- bei Hinterfragung Karrieren negativ beeinflussen. Wenn nämlich Produktivität als Output gemessen wird, dann halten Arbeiten, welche an Prämissen rütteln, das Weiterkommen innerhalb derselben eher auf. Am augenfälligsten wird die quasi industrielle Organisation der Produktion von Wissen am Beispiel der Abarbeitung von DNS-Sequenzen nach einer programmierten Methodik. Eine zunehmende Trennung von Management und Ausführung zeigt sich europaweit an Trends, Universitäten und Forschungseinrichtungen nach dem Vorbild von Wirtschaftskonzernen zu führen und Methoden der strategischen Planung zur Anwendung zu bringen, um über Schwerpunktthemen und Mittelvergabe „rational“ entscheiden zu können. Diesem Vorgehen wird eine höhere Erfolgswahrscheinlichkeit zugeschrieben als einer ungesteuerten, dezentralen Evolution gemäß der Idee der Freiheit der Forschung. Damit ist eine Trennung etabliert zwischen Personen, die wissenschaftliche Arbeit über Outputkontrolle, Regelsetzung und Ressourcenvergabe steuern und Personen, welche in diesem Rahmen forschen, also ausführen, wenngleich auf höchstem Niveau. Dies wirft Fragen der Wissenschaftsethik auf, die nicht einfach zu beantworten sind.

3. Aus Spezialisierung und „Entlastung“ vom Metawissen der Kontextgestaltung resultieren Entfremdung, partielle Dequalifizierung und Motivationsprobleme, da die Sinnfrage kaum noch aus dem Arbeitskontext beantwortet werden kann. Dies müsste vor allem für ForscherInnen gelten, die im Stellen der „Warum“ Frage geschult sind. Der Hinweis auf Dequalifizierung einer der formal höchst gebildeten Gruppen dürfte als identitätsbedrohend erlebt werden (wie die gesamte hier geführte ethnologische Reflexion) und kann dennoch mit der notwendigen intensiven Konzentration auf einen kleinen Ausschnitt an Fragestellungen und Methoden und der damit ebenso notwendigen Ignoranz aller anderen Ausschnitte argumentiert werden.

Im Folgenden werden die Bedingungen fordistischer Wissensproduktion entlang der im Abstract angeführten Kriterien betrachtet.

## **Globalisierung**

Wissenschaft ist ihrem Wesen nach – zumindest gemäß dem Anspruch der Moderne – universell. Dennoch lassen sich unterschiedliche Wissenschaftstraditionen unterscheiden (vgl. Galtung, 1981), die jeweils unterschiedliche Beiträge zur Erkenntnisgewinnung leisten. Durch die beiden Weltkriege des 20. Jh. sind insbesondere die europäischen bzw. „deutschsprachigen“ Geistes- und Sozialwissenschaften stärker auf ihre Grenzen zurückgeworfen worden, ein Prozess, der nun durch Globalisierung rückgängig gemacht wird. Universelle Wissenschaft gelingt leichter auf Basis einer universellen Sprache, daher beobachten wir aktuell eine zunehmende Verbreitung von „Off-Shore“-Englisch als neue lingua franca. Diese kommt allerdings nicht ohne Nebenwirkungen, deren klinische Tests quasi in der Realität stattfinden. Englisch schafft z.B. die Verständigungsillusion dort, wo Bedeutungsverschiebungen und interkulturell unterschiedliche Interpretationen von Begriffen im Spiel sind. Verbunden mit der Dominanz englischsprachiger Journale impliziert nicht-muttersprachliche, wissenschaftliche Arbeit zum einen Nuancierungsverluste, zum anderen eine Stagnation der Weiterentwicklung der nicht-englischen Wissenschaftssprachen. Wenn man die soziale Konstruktion von Wissen unterstellt (vgl. Berger & Luckmann 1967) gehen ferner Denktraditionen verloren, deren Vielfalt zu einem höheren Maß an neuen Erkenntnissen beitragen könnte. Die Standardisierung von Sprache und Textformaten stellt jedenfalls ein Merkmal industrieller Massenproduktion dar.

## **Digitalisierung**

Für die aktuelle Generation der Studierenden gibt es kaum Geistesleben vor dem Internet, was dort nicht zu finden ist, wird kaum noch zur Kenntnis genommen. Metatheoretische und theoretische Konzepte können im Netz rasch rezipiert werden, deren Weiterbehandlung erhält mehr Wert zugeschrieben als sie selbst, da es in ihrer Natur liegt, selbstverständlich zu erscheinen, wenn sie einmal verbreitet sind. Möglichkeiten der raschen Bearbeitung, Verbreitung und Reproduktion verursachen Probleme bei der Zuschreibung von Copyrights, bei der Beurteilung von Eigenständigkeit und bezüglich der Bewältigung von Datenfülle. Es kann die Vermutung angestellt werden, dass Qualität nicht mehr nach der Substanz der Basistexte beurteilt wird, sondern sich nur noch auf die „Tags“ bezieht, mit denen solche Texte klassifiziert werden. Da beim Indexieren sehr viel Information verloren geht, ist dies

zwar vermutlich pragmatisch unvermeidlich, in Bezug auf die Sicherung von Qualität allerdings problematisch, wie zu zeigen sein wird.

## Differenzierung

Hier wird dem Ansatz von Luhmann gefolgt, der mit Differenzierung die Ausprägung einer eigenen Leitdifferenz, sowie von Programmen und einer Sprache verbindet, mit der die Leitdifferenz bearbeitet werden kann (vgl. Luhmann, 1997). Spezialisierung führt eben wegen der Verengung des Horizonts einerseits zu Effizienz, andererseits zu Kommunikationsproblemen mit Externen, zu suboptimalen Lösungen für das Gesamtsystem und zu struktureller Verantwortungslosigkeit mit Bezug auf externe Effekte<sup>4</sup>. Im System der industrialisierten globalen akademischen Produktion ist Spezialisierung durch eine beinahe exponentielle Zunahme an Publikationen durch die Gründung von Journalen und die Auffächerung von Disziplinen (wie Medizin oder Betriebswirtschaftslehre) in Teildisziplinen (wie Interne Medizin oder Finanzwirtschaftslehre) und letzterer in fein verästelte Teilgebiete (wie Gefäßmedizin oder behavioral finance) zu erkennen. Narrativ lässt sich dies in die Bemerkung fassen: „Man muss Nischensoziologe werden, wenn man noch neue Erkenntnisse beisteuern will“ (Walzl, 2007). Dabei gilt es als riskante, aber wirksame Karrierestrategie, neue Nischen zu begründen. Dies scheint folgende Konsequenzen zu haben: Spezialisten der Teilgebiete lesen ausschließlich Texte aus diesen Teilgebieten, weil schon deren Bewältigung Dauereinsatz verlangt (vgl. den Aspekt der Fülle). Sie entwickeln eigene „Sprachspiele“, was an der expliziten Oberfläche Begriffe und Methoden betrifft, im impliziten Grund aber die Entwicklung verschiedener „Praxis“ (Brown & Duguid, 1999, Polanyi, 1966) bedeutet. Daraus entstehen Verständigungsprobleme, Verluste an Klarheit und Übersicht und die ständige Neuerfindung des Rades. Die genannten Wirkungen können im System allerdings kaum wahrgenommen werden, weil die einzelnen „Biotope“ unverbunden bleiben. Grenzgänger werden häufig in ihren Karrieren behindert, Inter- und Transdisziplinarität (vgl. Stehr, 2003 und Gibbons et al. 1994) scheinen nur kompensatorisch zu diesem Befund entwickelte Schlagworte, die stattfinden „wenn die Monologe artig nebeneinander her aufgesagt werden“.

## „Empiric Turn“

Ökonomie hat als zwischen Natur- und Geisteswissenschaft angesiedelte Disziplin immer um Anerkennung gerungen, die sie durch Nachahmung der Forschungszugänge der Naturwissenschaften zu erlangen trachtete (vgl. Snow, 1993). Als Folge der Globalisierung fand in den Sozialwissenschaften eine Wende hin zu positivistischen (kritisch-rationalen) Erkenntnistraditionen statt, die sich im Vorherrschen des Verfahrens der Hypothesentestung spiegelt. Allerdings stellen die Erkenntnisse über Menschen und ihre Interaktionen keine akzeptierten Konventionen dar, so dass die industriell abgearbeiteten Hypothesen auf eine willkürliche Vielfalt von Theorien zurückzuführen sind. Dabei ist dem Versuch, aus einem in diesem Paradigma als vorwissenschaftlich geltenden Stadium der Normativität heraus zu treten, durchaus etwas abzugewinnen, wenn er einer unreflektierten Normativität entgegen gestellt wird, wie sie gerade die deutschsprachigen Sozialwissenschaften lange prägte. Andererseits ist zu fragen, welche Aussagen aus einem „Ist-Zustand“ abzuleiten sind, der aus Gründen mangelnder Standardisierung der Ausgangstheorien, mangelnder Ressourcen und mangelnder Zugänge zum „lebenden Objekt“<sup>5</sup> letztlich nur für den eingeschränkten Kontext der Erhebung gilt. Ferner stellt sich die grundsätzliche Frage, ob die Methoden der Newton'schen Physik geeignet sind, mit der doppelten Kontingenz zu verfahren, die sich aus der Unmöglichkeit ergibt, innere Prozesse von beforchten und forschenden Subjekten direkt zu erfassen, weshalb immer doppelte Deutung im Spiel ist.

Wie eine Analyse der letzten Jahrgänge einschlägiger Zeitschriften im Internationalen Management ergab, nehmen paradigmatisch-konzeptionelle Beiträge zugunsten empirischer Arbeiten ab. Bei letzteren liegt der Schwerpunkt auf statistischen Methoden der Datenverarbeitung, während der Entdeckungszusammenhang und die Güte der Datengewinnung kaum reflektiert werden. Zunehmend stellen Beobachter fest, dass es den mit solchen Verfahren behandelten Problemen an Relevanz mangle. Jensen, selbst viel zitierter Autor formaler Arbeiten, spricht von „... toy problems, raised by an article in another journal“ sowie von „... rigorous, but empty theorems and results springing from uninteresting statistics“ (Jensen, 2007). Was bleibt sind raum-zeitlich, erhebungstechnisch und logisch eingeschränkte Befunde, die sich nicht an Phänomenen, sondern am Markt der Aufmerksamkeit in der Community zu bewähren haben. Dieser Markt funktioniert aufgrund des Füllproblems nur auf der Meta-Ebene der Indexierung, ähnlich wie es das semantische Web für eine automatische Verarbeitung von Inhalt vorsieht (vgl. Daconta et al, 2003). Forschung, die sich auf die Funktionsweise des

akademischen Markts bezieht, existiert kaum; Politik und Theoriebildung befassen sich mit Produktion, nicht mit Diffusion. Das widerspricht einer Konzeption von Wissen als Prozess statt als Produkt, nach der Produktion und Diffusion ineinander greifen (vgl. Schneider, 2001; 51). Noch weniger wird die Verbreitung von Erkenntnissen in die soziale Praxis untersucht, die über Kanäle der Ausbildung, Beratung, Konferenztätigkeit und Publikation erfolgt.

Wenn letztlich willkürliche Ergebnisse auch noch punktuell selektiert und oberflächlich rezipiert herangezogen werden, um politische Interessen zu untermauern, gewinnt der oben zugespitzt dargestellte Zustand akademischen „fast foods“ demokratiepolitisches Gewicht. Die Produktmetapher für wissenschaftliche Erkenntnisse, aus der sich auch intellektuelle Eigentumsrechte ableiten lassen, müsste daher konsequenterweise die Anerkennung von Gewährleistungsansprüchen einschließen, doch wären letztere nur unter hohem Aufwand zu judizieren, wie dies bereits heute für ärztliche Kunstfehler zu beobachten ist. Was hier als „empiric turn“ bezeichnet wurde, führt im Verbund mit Massenproduktion jedenfalls zu einer Situation, in der wesentliche Selektionsentscheidungen implizit verlaufen, was zu unvorhersagbaren aber pfadabhängigen Effekten führt, die dem mit einer Wissenschaft der Aufklärung verbundenen Rationalitätsanspruch nicht genügen. Dort wo partielle und vorbehaltbelastete soziale „Theorien“ in soziale Techniken übersetzt werden, findet eine manipulative Wende statt, aus der hohe Ansprüche an die Ethik der Forschenden abgeleitet werden können. Der empiric turn lässt sich dem zweiten Merkmal fordistischer Organisation der Produktion von Wissen zuordnen. Praktiken der Mittelvergabe sorgen für die Außerbreitstellung von Paradigmen und sogar von Theorien mittlerer Reichweite und treffen Vorentscheidungen über Erfolg versprechende Fragestellungen. Der dadurch erzielbare Effizienzgewinn wird politisch als Entlastung der ForscherInnen verkauft, die sich nun ganz auf den Begründungszusammenhang konzentrieren können. Gemeinsam mit dem Effizienzgewinn aus Differenzierung ergibt sich ein Übergang vom Handwerk zur industriellen Fertigung, wobei Produktivitätsgewinne bevorzugt als Outputsteigerungen gemessen werden, wie mit der Zahl akquirierter Projekte, betreuter Dissertationen oder Publikationen. Zugegebenermaßen werden bei letzteren zusätzlich selbst gesetzte Maßstäbe der Qualifizierung wirksam, wie Zeitschriftenrankings und Impact Faktoren.

## Publikationsfülle, Information (Data!) Overflow

Wie an der rasch ansteigenden Zahl von Einreichungen, am Wachstum von Publikationsorganen, Subdisziplinen und Konferenzen nachvollziehbar ist, sind mittlerweile sogar die Publikationen in einem Spezialbereich nicht mehr überschaubar. Der Eintritt von Indien und China in die globale Forschungsgemeinschaft verstärkt diesen Effekt aufgrund der schier Menge an potenziellen Einreichungen. Wenn die doppelblinde Evaluierung als bestmögliche Praxis erhalten werden soll, bedeutet dies, dass wesentlich mehr Reviews benötigt werden, für die nur Personen zur Verfügung stehen, die ihrerseits wesentlich mehr produzieren müssen. Seriosität ist dabei kaum noch zu gewährleisten, weshalb man sich mehrschichtiger Verfahren bedient.

An der Basis steht die Substanz der Gedanken. Diese wird von Reviewern auf ihre Übereinstimmung mit dem Vorgesagten geprüft, was einen bestimmten Modus der Aufbereitung voraussetzt: Verwendung der in der Reviewer Nische üblichen Begrifflichkeit und Argumentationsfiguren, Verwendung von in dieser Nische als anspruchsvoll anerkannten Methoden und Bezugnahme auf in dieser Nische anerkannte Quellen (Informationsverlust 1). Damit nehme ich epistemologisch keine vollkommen relativistische Position ein. Aber ich halte dafür, dass Art und Umstände der Erkenntnis Einfluss darauf haben, was erkannt werden kann. Ferner beobachte ich empirisch, dass unter Beschleunigungsbedingungen eher ein Computer-ähnlicher Abgleich mit bekannten Begrifflichkeiten und Argumentationsstrukturen stattfindet, als ein Sich Einlassen auf abweichende Innovationen. Auf Ebene 2 werden Texte mit „Tags“ versehen, die einerseits eine Bestichwortung im Sinne gültiger Terrainvermessungen leisten, andererseits Qualität an Hand von Methode und Referenzen einschätzen. Parallel dazu entscheidet die Community entweder marktbezogen oder durch administrative Verfahren, welche Zeitschriften als „führend“ einzuschätzen seien. Ebene 3 liefert so Meta-Indizes in Form von Zeitschriftenrankings, auf deren Basis über weitere Karrieren entschieden wird (Informationsverlust 2). Wegen der begrenzten Mittel und ihrer zunehmend kompetitiven Vergabe werden auf diese Weise marginale Leistungsunterschiede (etwa 360 versus 354 Punkte auf einer künstlich vereinheitlichten Skala) über den Effekt der Selbstverstärkung in große Ressourcen- und Reputationsunterschiede überführt. Die Fülle scheint auch einen Erklärungsbeitrag für die Beobachtung zu liefern, dass auf einen kleinen Teil von Arbeiten immer wieder Bezug genommen wird. Vermutlich um die Unsicherheit der Akzeptanz durch die Community zu mindern, entsteht ein Bedarf an Kernarbeiten (salient papers), auf die mehrheitlich Bezug genommen wird, sodass AutorInnen sich absichern können,



wenn sie diese zitieren. Es wäre eine interessante Forschungsfrage, zu untersuchen aus welchen Gründen die Initialzündung erfolgt, – Zufall, Herkunft der AutorInnen, Passung zu zeitgeistlicher Strömungen, oder „tatsächliche“ Erkenntnisinnovation wären betrachtenswerte Variablen – danach jedenfalls wirken Selbstverstärkungseffekte, die ähnlich funktionieren, wie Zinseszinsseffekte bei Geldkapital: Arbeiten werden zitiert, weil sie schon zitiert wurden, ihre inhaltliche Substanz tritt in den Hintergrund. Das ist wiederum im Kontext einer stärkeren Einkommens- und Ressourcendifferenzierung auf Basis evaluierter „Leistungen“ von Interesse. Die zentrale Frage lautet, ob die beobachtete Fülle an Forschungsarbeiten dem Erkenntnisfortschritt dient, ihn behindert oder ihn nicht beeinflusst. Im Verbund mit den im nächsten Punkt betrachteten Evaluierungspraktiken deutet Einiges darauf, dass wir es eher mit Behinderung zu tun haben.

## **Evaluierungsrituale**

Die Übertragung von Managementansätzen auf den Produktionsprozess von Wissen impliziert operationale Zielvereinbarungen und laufende Ergebnismessungen. Verbunden mit den Review- und Herausgabe-Strategien akademischer Journale bzw. mit den Projektvergabepraktiken im Rahmen der Wissenschaftsförderung führt dies zu einer kurzfristigen Orientierung, zur „Informationsverschmutzung“ durch Mehrfachverwendung derselben Ideen und Aussagen, vor allem aber zu einer opportunistischen Akzeptanz des sogenannten Main-Streams, was wiederum (diskontinuierliche) Innovationen beeinträchtigt. Lineare Intervention in den komplexen Prozess der Wissensschaffung löst beim Nachwuchs unmittelbare Reaktionen der Art aus, dass sie den Forschungsprozess umdrehen: Forschungsfragen werden vom erwünschten Ergebnis her, bzw. von den gerade Aufmerksamkeit genießenden Themenfeldern her definiert. Eine solche Orientierung am „Markt“ könnte zu einer besseren Allokation geistiger Ressourcen zu gesellschaftlichen Problemstellungen beitragen, wenn der Markt letztere abbildete. Wegen der zunehmenden Selbstreferenz trifft dies jedoch bestenfalls zufällig zu, weshalb der Verlust genuiner, unabhängig und dezentral sich entfaltender Neugier aus ökonomischer Sicht als Defizienzproblem quasi-zentraler Steuerung und erkenntnistheoretisch als Gefahr mangelnder Originalität zu Buche schlagen. In hoch differenzierten Nischen ist doppelt blinde Begutachtung selten blind, da Fragestellungen, Schreibstil und Referenzen relativ leicht zugeordnet werden können. Wegen des Fehlens gemeinsamer Basistheorien und weil unterschiedliche Paradigmen unterschiedliche Herangehensweisen er-

fordern, können auch seriös arbeitenden Begutachter zu sehr unterschiedlichen Einschätzungen gelangen. Eine Inter-Rater-Reliability von 12 Prozent (vgl. Starbuck, 2006; 19) für das Beispiel des American Science Quarterly deutet nicht gerade auf eine hohe Validität und Objektivität der Methode der Peer Review, auch wenn diese Methode zugegebenermaßen das Beste scheint, was verfügbar ist, ehe Erkenntnisse den langen Test der Geschichte zu bestehen haben. Allerdings verleitet sie – menschlich, allzu menschlich – auch zu Missbrauch, wie im Folgenden kurz behandelt wird.

## **Zunahme von Betrug, Missbrauch und Manipulation**

Wie Di Trocchio berichtet, sind die in der Überschrift genannten Phänomene keineswegs neu (vgl. Di Trocchio, 1994) Spektakuläre Fälle, wie jener des Stammzellenforschers Hwang aus Korea scheinen allerdings ein Indiz dafür, dass der Wettbewerbsdruck zu einer Knappheit von Aufmerksamkeit und damit zur Versuchung führt, immer schrillere Töne der Veröffentlichung anzuschlagen. Es ist auf Grundlage der aufgezeichneten Vorfälle und ihrer unterschiedlichen Entdeckbarkeit im Epochenverlauf nicht möglich, eine empirische Zunahme von Betrug, Manipulation und Missbrauch zu erhärten. Feststellbar sind allerdings neben dem erwähnten Erfolgs- und Evaluierungsdruck, verbesserte technische Möglichkeiten des Betrugs (und seiner Aufdeckung) sowie ein zunehmendes mediales Interesse an allen seinen Ausprägungsformen, von der nicht erfolgten Ko-Autorenschaft, über Plagiate und Titelkäufe bis zum Stehlen begutachteter Ideen und zur Fälschung von Messdaten und Ergebnissen. Wie im Falle der oben angeführten, unbeabsichtigten impliziten Selektionen stellen sich Fragen der Gültigkeit, Verlässlichkeit und einseitigen politischen Wirkung gefälschter Ergebnisse. Lawrence, ein Mit-Herausgeber von „Nature“, berichtet über bewusste Behinderungen von Wettbewerbern um ähnliche Entdeckungen wie einst des AIDS Virus durch deren Konkurrenten: Es werden zum Beispiel Zeit verzögernde zusätzliche Labortests verlangt (vgl. Lawrence, 2003).

## **Zunehmende Selbstreferenz**

Luhmanns Systemtheorie folgend sind Systeme dadurch gekennzeichnet, dass sie die Elemente und Beziehungen, aus denen sie bestehen, laufend reproduzieren; er spricht von Autopoiesis. Dies verbindet er mit dem Merkmal operativer Geschlossenheit in dem Sinne, dass Systeme nichts verarbeiten

können als etwas, wofür sie basale Operationen entwickelt haben. Sie sind daher von außen nicht direkt beeinflussbar, sondern lediglich irritierbar. Irritation wird durch Trigger ausgelöst, die eine basale Operation anzusprechen vermögen und das System entsprechend anregen, das heißt in Schwingung versetzen. Übertragen auf das akademische System wird erkennbar, warum dessen „Insassen“ nur auf einander bzw. nur auf interne Prozesse (etwa der Reputationsgewinnung) reagieren. Durch die oben angesprochene Mehrschichtigkeit der Bezugnahme kommt es dazu, dass sich zwischen die zu erklärenden (zu verstehenden) Phänomene und die aktuellen Deutungen durch „amtierende“ ForscherInnen einige Lagen and Deutungskulissen schieben. Da diese Lagen oft mehr mit historischen Interpretationen früherer Autorinnen zu tun haben als mit dem Phänomen selbst, liegt die Annahme nahe, dass sie den Blick auf das eigentliche Phänomen verstellen können. Wenn ganze Seminare und Workshops sich hingebungsvoll der Exegese eines Satzes eines der Großen im Fach widmen und dabei eine an Akronymen reiche Insidersprache entwickeln, die von ExpertInnen anderer Nischen nicht nachvollzogen werden kann, darf sowohl der Erkenntnisbeitrag als auch besonders die lebensweltliche Wirksamkeit solchen Tuns berechtigt in Streit gestellt werden. Anders ausgedrückt: Mannigfaltige Prozesse der Dekontextualisierung von Phänomenen aus ihren raum-zeitlichen und sozialen Bezügen und deren Rekontextualisierung in Form der Zuordnung zu Denkschulen können die unvermeidliche, aber produktiv irritierbare Selbstreferenz in ein quasi-autistisches Glasperlenspiel verwandeln, dessen Legitimierung nach außen dann nur unvollständig gelingt.

## **Conclusiones, oder besser: offene Fragen**

Dieses Essay stellt den Versuch dar, potenzielle Fehlentwicklungen im europäischen bzw. zunehmend globalen System der Produktion von akademischem Wissen aus ethno- bzw. wissenssoziologischer Sicht zu betrachten. Dabei wird auf die Begründung der Fehlentwicklungen im Großen und Ganzen verzichtet, da dies einer längeren Auseinandersetzung mit Fragen der individuellen und kollektiven Identitätsbildung, mit Fragen des „Gesichts“ einerseits und mit Fragen von Macht und Einfluss andererseits bedurft hätte. Vielmehr liegt der Schwerpunkt auf (Rück)Wirkungen der postulierten Fehlentwicklungen auf das akademische System. Letzteres wird nicht an einem wie immer definierten Vorgängermodell gemessen, sondern anhand von aus der industriellen Organisationstheorie gewonnenen Kriterien analysiert. Gestützt auf die wenigen Quellen, die sich an tendenziell identitätsbedrohende

Selbstreflexionen heranwagen und gestützt auf eine langjährige, kulturübergreifende Erfahrung in diesem System, die von vielen Gesprächspartnern, meist hinter vorgehaltener Hand bekräftigt wurde, gehe ich<sup>6</sup> davon aus, dass aus der Gruppenidentität und aus individuellem Machtstreben entspringende Motive und unbewusste Schließungen des Denkens der Akteure im System von größerer Bedeutung für Rangordnungen sind, nach denen Prestige und Ressourcen verteilt werden, als im Modell der rationalen Wahl gemeinhin angenommen wird. Damit sei nicht(!) unterstellt, dass ein Großteil der Beteiligten jegliches Ethos der Wahrheitssuche und kollegialen Fairness über Bord geworfen habe. Die Fruchtbarkeit eines die Erkenntnisse schärfenden Peer Diskurses oder, wie wir es in der Sprache der Wirtschaft formulieren würden, eines Prototyping von Entwurf – Kritik – verbessertem Entwurf, wird als Idealmodell ausdrücklich unterstützt.

Das hier geführte Argument zielt eher darauf ab, dass unter den gegenwärtigen Bedingungen einer quasi-industriellen Produktion von Wissen seriöses Prototyping eher die Ausnahme als die Regel darstellt. Die Hypothese einer quasi-industriellen Produktion von Wissen wird in Analogie zum fordistischen Ansatz der Produktion von Industriegütern entfaltet, womit Spezialisierung (und damit notwendig verbundene „Laiisierung“ jenseits der eigenen Schwerpunkte), vertikale Arbeitsteilung zwischen Entscheidern über den paradigmatischen und Ressourcenrahmen und „ausführender“ Forschung in vor entschiedenen und aus Wettbewerbsgründen geschärften und verengten Rahmen und zuletzt ein Fokus auf Effizienz beschrieben sind, der Fragen der Wirksamkeit (Effektivität) oder des Sinns tendenziell ausblendet.

Wie in jeglicher Kommunikation werden auch im akademischen Diskurs neben den Inhalten laufend und wechselseitig Positionen mit verhandelt. In Verbindung mit externen Entwicklungen der Globalisierung und Digitalisierung, auf welche der Gesetzgeber mit Universitätsreformen reagiert hat, welche Steuerung in Analogie zur Unternehmensführung konzipieren, führt dies dazu, dass die Annahme objektiver und valider Qualitätskontrolle als Illusion in Frage zu stellen ist. Eine solche In-Frage-Stellung hat auch, aber nur nachrangig, mit Schwächen und Defiziten der beteiligten Akteure zu tun. Sie stützt sich primär auf strukturelle Aspekte der Spezialisierung, die zur Fragmentierung wird, der Informationsfülle, die Selektionen zunehmend willkürlich gestaltet, und des Wettbewerbs in Verbindung mit bürokratischen Disziplinierungsmitteln, die zu einem erhöhten Druck führen, die Ideenproduktivität zumindest auf der Ebene des messbaren Scheins zu erhöhen und zu beschleunigen. Die Frage ist, wie sich dies auf die Qualität der Ideen und des Diskurses über Ideen im System auswirkt. Letztlich müssen zwei Fragen

offen bleiben: Wie valide sind die unter den genannten Bedingungen hervorgebrachten Ergebnisse und wieviel Innovation erlaubt das System? Die Validität ist dabei nicht so unangefochten, wie sie gerne dargestellt wird, sie wird allerdings auch nicht so verfehlt, wie ein Schwerpunkt auf Kritik nahe zu legen scheint. Innovation scheint im gegenwärtigen wissenschaftlichen System hingegen bedroht, weil sich die 5% Inspiration, mit denen sie verbunden ist, planwirtschaftlichen Ansätzen nicht nur entziehen, sondern etwaig sogar kontraproduktiv auf letztere reagiert wird. Hier hilft allerdings das Vertrauen auf einen Forschergeist, von dem wir (metaphysisch!) annehmen, dass er sich den Strukturen zum Trotz immer wieder Bahn brechen wird.

**Hypothese: Industrialisierte Massenproduktion von „Wissen“ in den Sozialwissenschaften**

DESKRIPTION/EVIDENZ	WIRKUNGEN
<b>GLOBALISIERUNG</b>	
Abbau der Grenzen zwischen nationalen Wissenschaftstraditionen, Dominanz der englischen Sprache Indikatoren: • Herkunft Autoren englischsprachiger Publikationsorgane, • Dominanz englischsprachiger Journale in Punktesystemen	Rückkehr zum universalistischen Modell mit einer lingua franca erhöht Diffusionschancen, trägt zum Information Overflow bei, begünstigt einfachen Ausdruck und die Übernahme von Denkstrukturen muttersprachlicher Autoren
<b>DIGITALISIERUNG &amp; VERNETZUNG</b>	
Veränderte Zeithorizonte und Rezeptions-Praktiken Indikatoren: • Studentische Arbeiten im Zeitvergleich	Frühzeitige Präsenz beeinflusst Impact mehr als Substanz, ältere Quellen werden zunehmend ausgeblendet
<b>DIFFERENZIERUNG</b>	
Feingliederung bzw. Fragmentierung des Wissens (Luhmann, 1997) Indikatoren: • Wachstum von Disziplinen und Publikationsorganen	Sprachlosigkeit, Scheitern von Inter- und Transdisziplinarität Neuerfindung des Rads (systemische Ineffizienz)
<b>EMPIRIC TURN</b>	
Fokusverschiebung vom Problem (Frage) zur Methode Abwertung paradigmatischer und konzeptioneller Arbeiten (Galtung, 1981) Indikatoren: • Publierte Artikel in Top Journalen (der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften)	Statistik ersetzt Logik Prüfung der Elemente mehr als ihrer Relationen Aufbau von Defensivroutinen Mangelnde Relevanz der untersuchten Hypothesen
<b>INFORMATION OVERFLOW/ PUBLIKATIONSFÜLLE</b>	
Missverhältnis zwischen Produktion und Qualitätskontrolle (Jensen 2007; Bennis & O'Toole, 2004) Indikatoren: • Zunahme an Publikationen • Zunahme an AutorInnen • Zunahme von Verbreitungsmedien	„Zufällige“ Schaffung von Kernarbeiten durch Defensivzitate Oberflächliche Reviews an Hand von Kriterien der Meta-Ebene (Indizierung von Text) Geringe Inter-Rater Reliability
<b>VERGLEICHENDE EVALUIERUNG</b>	
Universitätsgesetz 2002, sowie die Erfahrung der britischen, skandinavischen und US-amerikanischen Systeme als Basis von Karriere- und Mittelallokationsentscheidungen	Transformation marginaler Unterschiede in ausgeprägte Chancenungleichheit Umkehr des Forschungsprozesses (Planung vom Ergebnis her) Orientierung am Mainstream, Rücknahme von Originalität, Kreativität
<b>ZUNAHME DER VERSUCHUNG ZU BETRUG, MANIPULATION UND MISSBRAUCH</b>	
Indikatoren: • Aufgedeckte Fälle, • Lebenszyklus von später preiswürdigen Ideen	Datenmanipulation, Ergebnismanipulation, Kartellbildung, Plagiate Verlangsamung von Wettbewerben durch Auflagen. (Lawrence, 2003; Di Trocchio, 1994)
<b>ZUNEHMENDE SELBSTREFERENZ</b>	
Bezugnahme auf mehrschichtige Konstruktionen von Beobachtern von Beobachtern Konstruktion von Dualitäten als Motor zur Aufrechterhaltung des Erkenntnisystems	Abnahme von Relevanz „Scheinprobleme aus Scheinwelten“

## Endnoten

- <sup>1</sup> Von den Begriffen Wissen oder Erkenntnis wird hier bewusst Abstand genommen. Ergebnisse werden als Produkte im Sinne der ökonomischen Theorie betrachtet: Die Frage von intellektuellen Eigentumsrechten wird hier nicht betrachtet, obwohl sie ganz wesentlich von der offenen Debatte darüber abhängt, ob man akademisches Wissen als kollektives und öffentliches oder als privates Gut ansieht.
- <sup>2</sup> Hingegen nehmen Arbeiten zu, die sich mit Fragen des Outputs und Outputvergleichs befassen.
- <sup>3</sup> New Public Management bezieht sich auf die Steuerung von Aktivitäten der öffentlichen Hand und zielt auf eine Übertragung bewährter Methoden aus der Privatwirtschaft auf diesen Sektor.
- <sup>4</sup> Als externe Effekte bezeichnen Ökonomen Nebenwirkungen des Vollzugs der eigenen Basisoperationen, die Dritte betreffen und deren Folgen von Dritten zu tragen sind, wie etwa Umweltverschmutzung, aber auch Vollbeschäftigung.
- <sup>5</sup> Es ist beinahe unmöglich, den üblichen Dualitätsunterstellungen zu entkommen. Um diese Frage nicht vorauszusetzen, sondern sie bearbeitbar zu halten, setze ich Anführungszeichen (vgl. Mitterer, 2001)
- <sup>6</sup> Ein kleines sprachliches Detail, an dem sich Weltanschauungen brechen. Manche Begutachter und Zeitschriften verlangen unpersönliche Formulierungen, um das Bemühen um Distanz im Dienste unverzerrter Beobachtung und Analyse zu betonen. Andere lassen auch die Ich-Form zu, mit der Autoren Verantwortung für das Gesagte übernehmen. In diesem Sinne verwende ich hier die Ich-Form.

## Literatur

- Bennis, Warren G., O'Toole James (2005): „How Business Schools Lost Their Way“, *Harvard Business Review* 83, 96–105.
- Berger, Peter L., Luckmann, Thomas (1967): *The Social Construction of Reality*, New York: Doubleday Anchor.
- Cook, Scott D. N., Brown, John S. (1999): „*Bridging Epistemologies: The Generative Dance Between Organizational Knowledge and Organizational Knowing*“, *Organisation Science* 10, 381–400.
- Daconta, Michael, Obrst, Leo, Smith, Kevin (2003): *The Semantic Web. A Guide to the Future of XML, Web Services, and Knowledge Management*, Indianapolis: Wiley
- Di Trocchio, Federico (1994): *Der grosse Schwindel: Betrug und Fälschung in der Wissenschaft*, Frankfurt a. Main et al.: Campus Verlag.
- Dueck, Gunter (2000): *Neue Wissenschaften und deren Anwendung*, Infor-

- matik Spektrum 23, 60–64.
- Galtung, Johann. (1981): *Structure, Culture and Intellectual Style. An Essay Comparing Saxonic, Teutonic, Gallic and Nipponic Approaches*, Social Science Information 20, 817-856.
- Gibbons, Michael, Limoges, Camille, Nowotny, Helga, Schwartzman, Simon, Scott, Peter, Trow, Martin (1994): *The new production of knowledge*, London: Sage Publications.
- Goedegebuure L., van Vught, F. (1996): *Comperative Higher Education Studies: The Perspective from the Policy Sciences*. Higher Education, Vol. 32, Issue 4, pp 371-394.
- Jensen, Michael 2007 *Keynote at EURAM 2007*, 16th – 19th of May 2007, Paris: <http://www.euram2007.org/r/default.asp?id=KIEHK>, last access on 20th of May, 11:30 a.m.
- Lawrence, Peter A. (2003): „*The Politics of Publication. Authors, Reviewers and Editors Must Act to Protect the Quality of Research*“, Nature 422, 259–261.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bände, Frankfurt a. Main: Suhrkamp Verlag.
- Polanyi, Michael (1966): *The Tacit Dimension*, Garden City: Doubleday & Company.
- Power, Michael (1997): *The Audit Society. Rituals of Verification*, Oxford: Oxford University Press.
- Schneider, Ursula (2001): *Die sieben Todsünden im Wissensmanagement. Kardinaltugenden für die Wissensökonomie*, o.O.: FAZ Verlag.
- Snow, Charles P. (1993): *The Two Cultures*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Starbuck, William H. (2006): *The Production of Knowledge: The Challenge of Social Science Research*, Oxford: Oxford University Press.
- Stehr, Nico (2003): *Wissenspolitik. Die Überwachung des Wissens*, Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Walzl, F.(2007): *Chaos der Disziplinen? Von der Fragmentierung der Soziologie zur transdisziplinären Kooperation*, Vortrag anlässlich des Kongresses „Nachbarschaftsbeziehungen“ der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie am 25. 9. 2007 in Graz.